

# Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Koeppen, Wolfgang  
**Werke in 16 Bänden**

Band 6: Der Tod in Rom  
Herausgegeben von Hans-Ulrich Treichel

© Suhrkamp Verlag  
978-3-518-41806-2



# Wolfgang Koeppen Werke

Herausgegeben von  
Hans-Ulrich Treichel

Band 6

# Wolfgang Koeppen

## Der Tod in Rom

Roman

Herausgegeben von  
Hans-Ulrich Treichel

Suhrkamp Verlag

Erste Auflage 2015

© dieser Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2015  
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags  
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,  
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: pagina GmbH, Tübingen

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-41806-2

# Der Tod in Rom

## Roman



il mal seme d'Adamo

DANTE, *Inferno*

Und noch desselben Tages empfing  
eine respektvoll erschütterte Welt  
die Nachricht von seinem Tode.

THOMAS MANN, *Der Tod in Venedig*





# I

Es war einmal eine Zeit, da hatten Götter in der Stadt gewohnt. Jetzt liegt Raffael im Pantheon begraben, ein Halbgott noch, ein Glückskind Apolls, doch wie traurig, was später sich ihm an Leichnamen gesellte, ein Kardinal vergessener Verdienste, ein paar Könige, ihre mit Blindheit geschlagenen Generale, in der Karriere hochgediente Beamte, Gelehrte, die das Lexikon erreichten, Künstler akademischer Würden. Wen schert ihr Leben? Die Reisenden stehen staunend im antiken Gewölbe und blicken verlegenen Antlitzes zum Licht empor, das durch das einzige Fenster des Raumes, die runde Öffnung in der einst mit bronzenen Ziegeln gedeckten Kuppel, wie Regen auf sie fällt. Ist es ein goldener Regen? Danae läßt sich von Cook und vom Italienischen Staatsverband für den Fremdenverkehr wohl führen; doch Lust empfindet sie nicht. So hebt sie auch nicht ihr Kleid, den Gott zu empfangen. Perseus wird nicht geboren. Die Meduse behält ihr Haupt und richtet sich bürgerlich ein. Und Jupiter? Weilt er, ein kleiner Pensionär, unter uns Sterblichen? Ist er vielleicht der alte Herr in der American-Express-Gesellschaft, der Betreute des Deutsch-Europäischen Reisebüros? Oder haust er hinter Mauern am Stadtrand, in die Irrenanstalt gesperrt und von neugierigen Psychiatern analysiert, in die Gefängnisse des Staates geworfen? Unter dem Kapitol hat man eine Wölfin hinter Gitter gesetzt, ein krankes verzweifertes Tier, fern davon, Romulus und Remus zu säugen. Die Gesichter der Touristen sind in dem Licht des Pantheons wie ein Teig. Welcher Bäcker wird ihn kneten, welcher Ofen ihm Farbe geben?

Falsch klang die Musik, sie bewegte ihn nicht mehr, fast war sie ihm unsympathisch wie die eigene Stimme, die man, auf ein Tonband gefangen, zum erstenmal aus dem Lautsprecher hört und denkt, das bin nun ich, dieser aufgebla-

sene Geck, dieser Lügner, Gleißner und eitle Fant, die Geigen vor allem stimmten nicht, sie klangen zu schön, das war nicht der unheimliche Wind in den Bäumen, nicht das Gespräch, das Kinder am Abend mit dem Dämon führen, so war die Furcht vor dem Dasein nicht, sie war nicht so maßvoll, sie war bei weitem nicht so wohltemperiert, inniger quält sie, die uralte Angst, sie erbebt vor dem Grün des Waldes, vor der Himmelsweite, vor den Wolken, die ziehen, – dies hatte Siegfried singen wollen, es war ihm ganz und gar mißlungen, und weil seine Kraft nicht ausgereicht hatte, fühlte er sich nun schwach und verzagt, er hätte weinen mögen, doch Kürenberg war guten Mutes und lobte die Symphonie. Siegfried bewunderte Kürenberg, wie er den Noten diene und mit dem Taktstock herrschte; aber es gab Augenblicke, da sich Siegfried von Kürenberg vergewaltigt wähnte. Siegfried ärgerte sich dann, weil er sich nicht wehrte. Er konnte es nicht; Kürenberg wußte und verstand so viel, und Siegfried hatte wenig gelernt und war ihm in der Theorie unterlegen. Kürenberg glättete, gliederte, akzentuierte Siegfrieds Partitur, und was Siegfried wehe Empfindung war, das Suchen eines Klangs, eine Erinnerung an einen Garten vor aller Geburt, eine Annäherung an die Wahrheit der Dinge, die nur unmenschlich sein konnte, das wurde unter Kürenbergs dirigierender Hand human und licht, eine Musik für gebildete Zuhörer, doch Siegfried klang es fremd und enttäuschend, die gebändigte Empfindung strebte zur Harmonie, und Siegfried war unruhig, aber schließlich war er artistisch gesinnt und freute sich der Präzision, der Reinheit der Instrumente, der Sorgfalt, mit der die hundert Künstler des berühmten Orchesters seine Komposition spielten.

Im Saal wuchs Lorbeer aus grünangestrichenen Kübeln, es mochte auch Oleander sein; in Krematorien standen dergleichen Gewächse und ließen selbst zur Sommerzeit an kalte Wintertage denken. »Variationen über den Tod und die Farbe des Oleanders« hatte Siegfried seine erste größere

Arbeit genannt, ein Septett, das nicht aufgeführt wurde. Er hatte in der ersten Fassung an den Tod der Großmutter gedacht, der einzigen Person in seiner Familie, die er geliebt hatte; vielleicht weil sie so still und fremd durch das vielbesuchte, von Marschstiefeln widerhallende, laute Haus seiner Eltern gegangen war. Und wie glänzend und traurig war ihre Einäscherung! Die Großmutter war die Witwe eines Pastors, und hätte sie zuschauen können, es wäre ihr nicht recht gewesen, mit wieviel Technik und Komfort, wie hygienisch und bequem, wie kaltschnäuzig und gewandt gepredigt sie aus der Welt geschafft wurde, und auch der Kranz mit der grellen Hakenkreuzschleife, den die Frauenschaft gestiftet hatte, war ihr bestimmt unlieb, wenn sie auch nie dagegen gesprochen hätte. In der zweiten Fassung des Septetts aber hatte Siegfried mit seinen sieben Instrumenten etwas Allgemeineres, Zwielfichtiges ausdrücken wollen, geheimen Widerstand, blinzelnde, unterdrückte, romantische und brüchige Gefühle, und in den Sätzen des Trotzes glich sein Versuch einem rosenumwundenen Marmortorso, dem Torso eines jungen Kriegers oder dem Torso eines Hermaphroditen in der brennenden Ruine einer Waf-fenhandlung; es war Siegfrieds Auflehnung gegen seine Umgebung, gegen das Kriegsgefangenen-camp, den Stachel-drahtzaun, die Kameraden, deren Gespräche ihn anödeten, den Krieg, den er seinen Eltern zuschrieb und das ganze vom Teufel besessene und geholte Vaterland. Sie alle wollte Siegfried ärgern, und er hatte Kürenberg, einen früher auch zu Hause bekannten Dirigenten, von dem er in einer englischen Zeitung gelesen hatte, daß er in Edinburgh sei, gebeten, ihm Beispiele der Zwölf-tonmusik zu senden, einer in Siegfrieds Jugendreich unerwünschten Kompositionsweise, die ihn allein schon deshalb anzog, weil sie von den Macht-habern verfehmt war, den gehaßten militärischen Erziehern, dem gefürchteten Onkel Judejahn, diesem mächtigen Manne, dessen düsteres Konterfei in verabscheuter Uni-form über des verachteten Vaters Schreibtisch gehangen

hatte, und Kürenberg hatte Siegfried das Werk von Schönberg und Webern mit einem freundlichen Brief in das Lager geschickt. Es waren ältere Notenhefte der Universaledition, die so zu Siegfried kamen und zu früh in Wien erschienen waren, um Siegfried bekannt zu werden, bevor sie nach der Vereinigung Deutschlands und Österreichs nicht mehr verkauft werden durften. So war diese Musik für Siegfried eine neue Welt, ein Tor, das ihn aus einem Käfig ließ, nicht allein aus dem Stacheldrahtpferch der Kriegsgefangenschaft, nein aus bedrückenderer Enge, und er kroch nicht zurück unter das Joch, wie er es nannte, der Krieg war verloren, und er wenigstens war befreit worden und beugte sich nicht länger den Anschauungen der Sippe, in die geboren zu sein er immer nur entsetzlich gefunden hatte.

Das Gesträuch im Saal wirkte staubig und war doch wohl Lorbeer, denn die Blätter sahen wie getrocknetes Gewürz aus, das zwar genäßt, doch unverkocht und splitterig in der Suppe schwimmt. Das Gestrüpp deprimierte Siegfried, der in Rom nicht traurig sein wollte. Aber das Blattwerk erinnerte ihn allzusehr an eine Suppe, die ihm nicht geschmeckt hatte, an den Eintopf der Reichsschule der Partei, in die sein Vater ihn auf Judejahns Wunsch geschickt hatte, an den Verpflegungskessel der Wehrmacht, zu der Siegfried vor dieser Schule geflohen war; auch in der Junkerschule der Partei hatte Lorbeer gegrünt und in der Kaserne Eichenlaub mit Ranken hin zu Orden und zu Gräbern, und stets hatte ein Bild des verkniffenen verdrückten Kerls, des Führers mit dem Chaplinbart wohlwollend auf die Herde der Opferlämmer geblickt, auf die gerade schlachtreifen in Uniform gesteckten Knaben. Hier unter dem Lorbeer und Oleander der Konzerthalle, im künstlich frostigen Hain, hing nun ein altes Bildnis des Meisters Palestrina, nicht wohlwollenden, eher strengen und vorwurfsvollen Gesichts über den Bemühungen des Orchesters. Das Tridentiner Konzil hatte Palestrinas Musik anerkannt. Der Kongreß in Rom würde Siegfrieds Musik ablehnen. Auch das deprimierte Siegfried,

bedrückte ihn schon auf dieser Orchesterprobe, obwohl er in der Erwartung der Ablehnung nach Rom gereist war und sich einredete, es sei ihm gleichgültig.

Ein Graben zieht sich um das Pantheon und war einmal eine Straße, die vom Tempel aller Götter zu den Thermen des Agrippa führte, das römische Weltreich brach zusammen, Verfall deckte den Graben zu, Archäologen hoben ihn aus, Mauerrümpfe ragen verwittert moosbewachsen hervor, und auf den Stümpfen hocken die Katzen. Katzen gibt es überall in Rom, sie sind die älteste Familie der Stadt, ein stolzes Geschlecht wie die Orsini und die Colonna, sie sind wahrlich die letzten echten Römer, aber diese hier sind Gestürzte. Cäsarische Namen! Sie heißen Otello, Caligula, Nero, Tiberio. Kinder scharen sich um sie und rufen und necken die Katzen. Die Kinder haben laute, schrille, schnellsprudelnde, für den Fremden so reizvoll klingende Stimmen. Die Kinder liegen bäuchlings auf der Umfassungsmauer des Grabens. Ihre Schulschleifen verwandeln ihre verrotzten Gesichter in kleine Renoirs. Die Schulschürzen sind hochgerutscht, die Hosen winzig, und die Beine sind anzusehen wie die Glieder gegossener Plastiken unter einer Patina von Sonne und Staub. Das ist die Schönheit Italiens. Jetzt erhebt sich Gelächter. Eine alte Frau wird ausgelacht. Das Mitleid erscheint immer in hilfloser Gestalt. Die Alte wandelt mühsam am Stock und bringt den Katzen Speise. Eine eklig durchfeuchtete Zeitung umschließt den Fraß. Fischköpfe sind es. Auf blutbesudeltem Druckbild reichen sich der amerikanische Staatssekretär und der russische Außenminister die Hände. Kurzsichtig beide. Ihre Brillengläser funkeln. Verkniffene Lippen täuschen ein Lächeln vor. Die Katzen knurren und fauchen sich an. Die alte Frau wirft das Papier in den Graben. Abgemesserte Häupter der Meerleichen, gebrochene Augen, verfärbte Kiemen, opalisierende Schuppen stürzen unter die schweifschlagende mauzende Meute. Aas, ein scharfer Ge-

ruch von Ausscheidungen, von Sekret, von Fortpflanzungsgier, ein süßer von Altersfäulnis und Eiter steigt in die Luft und vermischt sich mit den Benzindünsten der Straße und dem frischen anregenden Kaffeeduft aus der Espressobar an der Ecke der Piazza della Rotonda. Die Katzen balgen sich um den Abfall. Es geht um ihr Leben. Unselige Kreatur, warum vermehrte sie sich! Die Katzen sind ausgesetzt zu Hunderten, sie sind hungrig zu Hunderten, sie sind geil, schwanger, kannibalisch, sie sind krank und verloren und so tief gesunken, wie man als Katze nur sinken kann. Ein Kater mit mächtigem Schädel, schwefelgelb und kurzhaarig, herrscht böse über die Schwächeren. Er tatz. Er teilt zu. Er nimmt weg. Er trägt die Schrammen der Machtkämpfe im Gesicht. Er hat eine Bißwunde am Ohr, – diesen Krieg verlor er. An seinem Fell frißt die Räude. Die Kinder nennen den Kater zärtlich »Benito«.

Ich saß an einem Aluminiumtisch, auf einem Aluminiumstuhl, leicht als solle mich der Wind forttragen, ich war glücklich, ich redete mir es ein, ich war ja in Rom, in Rom, in Rom, ich saß in Rom draußen vor der Espressobar an der Ecke der Piazza della Rotonda und trank einen Schnaps. Auch der Schnaps war flüchtig, leicht, leichtmetallen, wie aus Aluminium gebraut, ein Grappa, und ich trank ihn, weil ich bei Hemingway gelesen hatte, man trinke ihn in Italien. Ich wollte lustig sein, aber ich war nicht lustig. Mich grämte etwas. Vielleicht grämte mich die elende Katzenschar. Niemand sieht Armut gern, und hier konnte man sich nicht mit Pfennigen loskaufen. Ich weiß dann nie, was ich tun soll. Ich gucke weg. Das machen viele, aber mich quält es. Hemingway scheint nichts von Schnäpsen zu verstehen. Der Grappa schmeckte synthetisch und faulig. Er schmeckte wie ein deutscher Schwarzmarktschnaps aus der Reichsmarkzeit. Ich hatte einmal zehn Flaschen eines ähnlichen Schnapses gegen einen Lenbach getauscht. Der Lenbach war eine Bismarckstudie; ein falscher Kubaner in ameri-

kanischer Uniform erwarb ihn. Der Schnaps war aus dem Antriebssprit von V-2-Raketen destilliert, die London vernichten sollten; man sauste, wenn man ihn trank, in die Luft, aber keine Angst, auch der Lenbach war falsch. Jetzt hatten wir in Deutschland das Wirtschaftswunder und gute Schnäpse. Auch die Italiener hatten gute Schnäpse, aber sie hatten wohl kein Wirtschaftswunder. Ich beobachtete den Platz. Da wurde der Staat betrogen. Ein junges Weib handelte aus schmutziger Schürze mit amerikanischen Zigaretten. Wieder kamen mir die Katzen in den Sinn. Das Weib war die menschliche Schwester der armen Kreatur, zerlumpt, zerzaust, voll offener Schwären. Sie war elend und verkommen; auch ihre Art hatte sich zu stark vermehrt, und Geilheit und Hunger hatten sie verkommen lassen. Jetzt hoffte das Weib, auf Schleichwegen reich zu werden. Sie war bereit, das goldene Kalb anzubeten; aber ich weiß nicht, ob das goldene Kalb sie erhören wird. Mir fiel ein, das Weib könnte ermordet werden. Ich stellte sie mir stranguliert vor; während sie sich schon als feine Geschäftsfrau, eine echte Signora, in einem respektablen Kiosk thronen sah. Auf der Piazza ließ sich das goldene Kalb herbei, das Weib ein wenig zu lecken. Sie schien hier wohlbekannt zu sein. Wie eine Boje stand sie im Strom des dichten Verkehrs, und kleine flinke Fiats steuerten sie geschickt und verwegen an. Wie hier die Bremsen kreischten! Die Fahrer, schöne Männer, mit gelockten, mit ondulierten, mit gesalbten Haaren, gecremten, polierten, parfümierten Glatzen, manikürten Fingernägeln, reichten Geld aus dem Fenster des Wagens, empfangen ihre Päckchen, und schon jagte der kleine Fiat anderen Geschäften nach und munter anderen Weisen, den Staat um das Seine zu bringen. Eine Jungkommunistin kam gegangen. Ich erkannte sie an dem grellroten Halstuch über ihrer blauen Windjacke. Ein stolzes Gesicht! Ich dachte: warum bist du so hochmütig, du verleugnest alles, du verleugnest die alte Frau, die den Katzen Futter bringt, und überhaupt verleugnest du das Mitleid. In einem



Torweg lauerte ein Bursche, schmierig, wie durch Öl gezogen. Er war der Freund der Zigarettenverkäuferin, ihr Schützling oder ihr Beschützer; vielleicht war er auch ihr Chef, ein ernster Geschäftsmann mit Absatzsorgen, und jedenfalls meine ich, er war der Teufel, den das Schicksal dieser Frau mit auf den Weg gegeben hatte. In Abständen traf sich das Paar wie zufällig auf der Piazza. Sie reichte ihm die eingenommenen schmutzigen Lirescheine, und er steckte ihr neue, sauber in Cellophan gehüllte Päckchen zu. Ein Carabinieri stand in seiner eleganten Uniform wie sein eigenes Denkmal da und blickte verächtlich und gelangweilt zum Pantheon hinüber. Ich dachte: du und die kleine Kommunistin, ihr werdet ein prächtiges Paar geben, die Katzen werden Staatskatzen heißen, die mitleidige alte Frau wird in einem Staatsheim sterben, die Fischköpfe werden volkseigen und alles schrecklich geordnet sein. Noch aber gab es Unordnung und Sensationen. Händler riefen mit lüsterner, heiserer Stimme die Abendblätter aus. Ich bewundere sie immer. Sie sind die Rhapsoden und Panegyriker der Verbrechen, der Unglücksfälle, der Skandale und der nationalen Erregungen. Die weiße Festung im indochinesischen Dschungel stand vor dem Fall. Es ging in diesen Tagen um Krieg und Frieden, aber wir wußten es nicht. Wir erfuhren die Vernichtung, die uns gedroht hatte, erst viel später und aus Zeitungen, die jetzt noch nicht gedruckt waren. Wer konnte, aß gut. Wir tranken unseren Kaffee, unseren Schnaps; wir arbeiteten um Geld ausgeben zu können, und wenn es sich ergab, schliefen wir miteinander. Rom ist eine wunderbare Stadt für Männer. Ich interessierte mich für Musik, und es sah so aus, als ob sich auch noch andere in Rom für neue Musik interessierten. Aus vielen Ländern waren sie zum Kongreß in die alte Hauptstadt gekommen. Asien? Asien war fern. Zehn Flugstunden war Asien fern und unheimlich und groß wie die Woge des Hokusai. Diese Woge kam heran. Sie bespülte den Strand von Ostia, wo man die Leiche eines jungen Mädchens gefunden hatte. Die

arme Tote ging wie ein Gespenst durch Rom, und Minister erschrakten vor ihrem bleichen Spiegelbild; doch konnten sie alles noch einmal zu ihrem Besten richten. Die Woge näherte sich dem Felsen von Antibes. »Bon soir, Monsieur Aga Khan!« Wage ich zu sagen, daß es mich nichts angehe? Ich besitze kein Bankkonto, kein Gold und keine Edelsteine, mit nichts werde ich aufgewogen; ich bin frei, ich habe keine Rennpferde und keine Filmmädchen zu verteidigen. Ich heiße Siegfried Pfaffrath. Ich weiß, es ist ein lächerlicher Name. Aber der Name ist auch wieder nicht lächerlicher als viele andere. Warum mißachte ich ihn so sehr? Ich habe ihn mir nicht ausgesucht. Ich rede gern schamlos drein, aber ich schäme mich, ich gebe mich respektlos und sehne mich danach, achten zu können. Ich bin Tonsetzer. Das ist, schreibt man nicht für das große Wunschkonzert, ein Beruf, so lächerlich wie mein Name. Siegfried Pfaffrath erscheint nun in Konzertprogrammen. Warum wähle ich kein Pseudonym? Ich weiß es nicht. Hänge ich gar an diesem gehaßten Namen, bleibe ich an ihm hängen? Läßt mich die Sippe nicht los? Und ich glaube doch, daß alles, was geschieht, gedacht, geträumt, verdorben wird, alles im All, selbst das Unsichtbare und das Unfaßliche, mich angeht und mich ruft.

Ein großes Automobil, lackglänzend, schwarz, geräuschlosen Getriebes, ein funkelnder dunkler Sarg, spiegelblank und undurchsichtig die Fenster, war vor dem Pantheon vorgefahren. Der Wagen sah wie ein Gesandtschaftsauto aus, der Botschafter Plutos, der Minister der Hölle oder des Mars mochte drinnen auf schwellenden Polstern sitzen, und Siegfried, der auf der Piazza seinen Schnaps trank und träumte, las hinüberblickend und ein Geschehen betrachtend, das er wohl wahrnahm, doch nicht bemerkenswert fand, die Schrift auf dem Nummernschild für arabische Zeichen. War es ein Prinz aus den Märchen der Tausendundeinen Nacht, der da ankam, ein vertriebener König?

Der braungesichtige Chauffeur in militärähnlicher Livree sprang vom Steuersitz, riß die Tür des Coupés auf und hielt sich dicht, dienstbereit, adjutantisch beflissen hinter einem Mann, der in einen bequemen grauen Anzug gehüllt war. Der Anzug war aus englischem Flanell und wohl von einem guten Schneider gearbeitet, aber auf dem gedrungenen Körper des Mannes – wuchtig der Nacken, breit die Schultern, gehoben der Brustkorb, gerundet und elastisch wie ein praller Boxball der Bauch und stämmig die Schenkel – erinnerte der Anzug an eine gebirglerisch bäurische Loden-tracht. Der Mann hatte borstiges, kurzgeschorenes ergrau-tes Haar und trug eine große dunkle Sonnenbrille, die ihm ein allerdings gar nicht bäurisches, viel eher ein geheimnis-volles, listiges, weithergereistes, corpsdiplomatisches oder verwegen steckbrieflich gesuchtes Aussehen verlieh. War er Odysseus, der die Götter besuchen wollte? Er war nicht Odysseus, der verschlagene König Ithakas; dieser Mann war ein Henker. Er kam aus dem Totenreich, Aasgeruch umwehte ihn, er selber war ein Tod, ein brutaler, ein ge-meiner, ein plumper und einfallsloser Tod. Siegfried hatte seinen Onkel Judejahn, vor dem er sich als Kind gefürchtet hatte, seit dreizehn Jahren nicht getroffen. Oft hatte man Siegfried gestraft, weil er sich vor Judejahn versteckte, und der Junge hatte schließlich in Onkel Gottlieb die Verkör-perung alles zu Fürchtenden und zu Hassenden gesehen, das Symbol des Zwanges, der Aufmärsche, des Krieges, und noch glaubte er manchmal die polternde, immer schimp-fende Stimme des stiernackigen Mannes zu hören, doch er-innerte er sich nur noch undeutlich an des im Lande ge-fürchteten mächtigen Tribunen zahllose Abbilder aus Zeitungen, von Litfaßsäulen, als Wandschmuck in Schul-sälen, als lähmender Schatten auf Kinoleinwänden, die den Gewaltigen böse vorgebeugten Hauptes in aufdringlich schmuckloser Parteiuniform und in stumpfen Marschstie-feln zeigten. So erkannte Siegfried, inzwischen in die Frei-heit entkommen, nach Hemingway Grappa trinkend, über

den römischen Platz und seine Musik meditierend, die sein einsames Abenteuer war, Gottlieb Judejahn nicht, und er ahnte nicht einmal, daß dies Ungeheuer in Rom erschienen und im Begriff war, von den Toten aufzuerstehen. Siegfried bemerkte nur beiläufig und mit unwillkürlichem Schauer einen korpulenten, vermutlich wohlhabenden, in der Welt etwas vorstellenden und unsympathischen Fremden, der den Kater Benito an sich lockte, ihn am Genick packte und das Tier unter dem Gekreis der Kinder in sein nobles Auto trug. Der Chauffeur erstarrte eine Sekunde zinnsohlenstramm und schloß achtungsvoll hinter Judejahn und Benito den Wagenschlag. Lautlos glitt das große schwarze Automobil vom Platz, und Siegfried sah flüchtig in der Sonne des Nachmittags die arabische Schrift auf seinem Nummernschild funkeln, bis sie plötzlich, eine Wolke trat vor die Sonne, in Staub und Dunst sich auflöste und verschwand.

Von Kürenberg, ihrem Gatten zur Probe geladen, hatte Ilse, von Siegfried unbemerkt, in der letzten Reihe des nur über dem Orchester erhellten Saales neben einem der grünen Kübelbäumchen gesessen und der Symphonie gelauscht. Sie mißfiel ihr. Was sie hörte, waren Dissonanzen, einander feindliche unharmonische Klänge, ein Suchen ohne Ziel, ein unbeharrliches Experiment, denn viele Wege wurden eingeschlagen und wieder verlassen, kein Gedanke mochte weilen, und alles war von Anfang an brüchig, von Zweifel erfüllt und von Verzweiflung beherrscht. Ilse kam es vor, als seien diese Noten von einem geschrieben, der nicht wußte, was er wollte. War er verzweifelt, weil er keinen Weg sah, oder gab es für ihn keinen Weg, weil er über jeden Pfad die Nacht seiner Verzweiflung breitete und ihn ungangbar machte? Kürenberg hatte viel von Siegfried gesprochen, aber Ilse hatte ihn noch nicht kennengelernt. Bisher war er ihr gleichgültig gewesen. Jetzt beunruhigte sie Siegfrieds Musik, und sie wollte nicht beunruhigt werden.

Es war ein Ton da, der sie wehmütig machte. Sie hatte aber in ihrem Leben erfahren, daß es besser sei, Leid und Wehmut zu fliehen. Sie wollte nicht leiden. Nicht mehr. Sie hatte genug gelitten. Sie gab Bettlern unverhältnismäßig große Summen, aber sie fragte sie nicht, warum sie bettelten. Kürenberg hätte überall in der Welt, in New York oder in Sydney einträglicher dirigieren können; Ilse hatte ihm nicht abgeraten, Siegfrieds Symphonie für den Kongreß in Rom einzustudieren, aber sie bedauerte ihn nun, weil er sich um Zerfahrenes und Hoffnungsloses bemühte, um eine in ihrer Nacktheit schamlos wirkende Äußerung der reinen nichtswürdigen Verzweiflung.

Nach der Probe gingen Kürenbergs essen. Sie aßen gern; sie aßen oft, sie speisten viel und gut. Zum Glück sah man es ihnen nicht an. Sie vertrugen das viele und gute Essen; sie waren beide wohlproportioniert, nicht fett, gut genährt, nicht üppig, gut beisammen wie wohlgepflegte Tiere. Da Ilse schwieg, wußte Kürenberg, daß ihr die Symphonie nicht gefallen habe. Es ist schwer, einer Schweigenden zu widersprechen, und Kürenberg lobte schließlich Siegfried als den Begabtesten unter den Neuen. Er hatte Siegfried für den Abend eingeladen. Nun wußte er nicht, ob es Ilse recht sei. Er gestand es beiläufig, und Ilse fragte: »In das Hotel?« Kürenberg sagte: »Ja.« Da wußte Ilse, daß Kürenberg, der selbst auf Reisen, und sie reisten immer, ein leidenschaftlicher Koch war, kochen wollte, und das war ein Zeichen, daß er Siegfried wirklich schätzte und ihn umwarb, und wieder schwieg sie. Doch warum sollte sie Siegfried nicht empfangen? Sie verweigerte sich nicht gern. Auch mochte sie mit Kürenberg nicht hadern. Sie stritten sich kaum. Sie führten eine Ehe ohne Streit und waren zanklos sogar durch Not und Gefahr über Land und Meer gereist. Gut, Siegfried konnte in das Hotel kommen, es würde für ihn gekocht werden, ihr war es recht. Vielleicht stimmte auch, was Kürenberg versprach, und Siegfried war angenehm; aber seine Musik, änderte sie sich zukünftig nicht, und Ilse glaubte